

Allerlei

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wurde. Lehrer und auch Angestellte sprachen nur in der Lautsprache mit den taubstummen Kindern. Im Anfang wurden nur einsilbige Wörter benutzt und gelernt. Sie kamen so in Übung, daß die Kinder sie leicht aussprechen konnten und Freude daran hatten. Das war das beste Mittel, die Gebärde nicht aufkommen zu lassen. Sutermeister war der Gebärde niemals freundlich gesinnt, deshalb lernte er auch die Lautsprache mit Fleiß, so daß er sie beherrschte wie selten ein Gehörloser. Niemand verkennet die große Mühe und Arbeit von Lehrer und Schüler beim Erlernen des Sprechens. Auch gelingt es nicht allen Taubstummen, sich eine reine Aussprache anzueignen. Aber ein Taubstummer mit einer fehlerhaften Sprache sei immerhin besser daran, als einer, der nur deuten und schreiben kann, wird gesagt. Die Gebärde ist in vielen Fällen ein Feind der Wortsprache, weil die Sätze nicht richtig gebildet werden, und weil sie verhindert, die Wortsprache zu üben.

In der bernischen Knabentaubstummen-Anstalt, in der Bächtelen bei Bern, wird im Jahre 1830 der Grundsatz festgelegt, daß der Unterricht im mündlichen und schriftlichen Ausdruck gepflegt werden soll. Die Schüler sollen gelehrt werden, ihre Gedanken und Anliegen andern mitteilen zu können, um von ihnen Rat und Anleitung zu erhalten. Doch ist in dieser Anstalt im Unterricht die Gebärde, das Mienenspiel (Mimik), ein wichtiges Verständigungsmittel. Schweizergeschichte und biblische Geschichte wird durch Mienenspiel und Zeichensprache erzählt, worin Vorsteher Stucki ein Meister war. Erst nachher wird der Inhalt geschrieben und gelesen. Die Schüler sollen im schriftlichen Ausdruck und im Lesen sehr gewandt gewesen sein. Erst im Jahre 1865, unter dem Nachfolger Stuckis, Herrn Fr. Uebersax, wird im Unterricht die Gebärde nur noch gebraucht zur Erklärung schriftlicher, noch unbekannter Ausdrücke. In der Zwischenzeit und von den Angestellten ist sie aber doch als Verständigungsmittel geduldet. Erst später wird ihr regelrecht der Krieg erklärt.

Das Komitee der bernischen Mädchenanstalt sandte eine Lehrerin nach Pferten zum ersten Taubstummenlehrer Näf, um dort zu lernen; wie Taubstumme unterrichtet werden können. Die Lippen- und Tonsprache wurde geübt, vor allem aber das Schreiben. Später machten beide Lehrerinnen in Zürich in der dortigen Taubstummenanstalt einen Studienaufenthalt,

um die Lautsprachmethode gründlicher zu erlernen. Aber erst von Herrn Zurlinden, im Jahre 1876, wurde der Nutzen einer richtigen Lautsprache erkannt und sie zum alleinigen Unterrichtsmittel gemacht.

In dieser Zeit war unter den erwachsenen Taubstummen eine Bewegung zugunsten einer künstlichen Gebärdensprache entstanden. Doch für den Schulunterricht wurde die Lautsprache als die einzig richtige Verkehrssprache anerkannt. Auch in der Zwischenzeit sollen sich die Mädchen der Aussprache von Wörtern und Sätzen befleißigen. Gegen den sprachlichen Schlendrian muß eingeschritten werden. Dadurch wird das Leben nicht schwerer. Des Lebens Sonnseite sollen die Kinder reichlich genießen. Das ist der Standpunkt Herrn Gufelbergers im Jahre 1910.

Bei taubstummen Kindern muß der Kampf gegen die Gebärde aufgenommen werden. Ebenso wird von Eltern hörender Kinder gegen den Gebrauch grober und roher Ausdrücke gekämpft, welche die Kinder auf der Straße hören und mit Vorliebe nachsagen möchten. Auch ein Dialekt soll rein erhalten werden.

Allerlei

Simon Gfeller.

Im Jahre 1868 wurde auf einem emmentalischen Kleinbauerngut, ziemlich hoch oben auf der grünen Berg- und Hügelwelt, Simon Gfeller, der spätere Lehrer und Dichter, geboren. Aus seinem Lebensbuch „Drätti, Muetty u der Chlyn“ (Vater, Mutter und der Kleine) strahlt seine ganze glückliche Jugendzeit zurück. Nicht, daß er alles hätte haben können, wonach ihn gelüstete. O, nein! Er war der jüngste, um sieben Jahre jünger als der zweitjüngste Bruder. Er hätte bei seiner Munterkeit ganz wohl ein verhätscheltes Büblein werden können. Davor bewahrte ihn aber die gesunde, einfache, bescheidene Art seiner Eltern. Auch die naturnahe Lebensweise auf dieser stozigen Waldheimat machte ihn aufgeweckt und widerstandsfähig. An schönen Sommersonntagnachmittagen lernte er die Bubenfreunden seiner Heimat kennen: Beeren und Haselnüsse suchen, Eichhörnchen und Hasen nachjagen, Hornussen und andere Spiele. Wenn die Hände des Kleinen vor Kälte blau und rot ausfahlen und ihn

schmerzten, so riet ihm sein älterer Bruder, einmal recht schnell um den Acker herumzulaufen. Und wirklich, das half. Auch gegen das Fürchten lernte der Vater den Kleinen sich wehren. Nur hingehen, tapfer sein.

Nur ein Dichter kann das Leben auf diesem einsamen Waldgütlein so anziehend beschreiben und erzählen. Eine tiefe Verehrung seiner Eltern klingt aus dem ganzen Werk Simon Gfellers heraus. „Gottlob gibt es im Land herum noch viele Väter und Mütter wie meine Eltern waren, die in gleicher Art wie sie für ihre Nachkommen sorgen und sich aufopfern. Diese sind ein großer Segen für unser Volk und Land. Und unsere Zeit hat diese Leute nötig.“ So klingt diese Erzählung aus.

Simon Gfeller ist ein guter Geist seines Volkes durch seine Bücher. In allen seinen Gestalten ringt sich eine gute Lehre durch. Eine ganze Reihe Werke stammen aus seiner Feder, teils im Emmentaler Dialekt und teils im Schriftdeutschen. Nun ruht seine Erzählerlust. Wir genießen dankbar, was er uns hinterlassen hat.

Die drei Diebe.

Es waren drei Diebe: Der Heiner, der Friedel und der rote Dieter. Dieser war der Jüngste. Sie vollführten ihre Diebstähle miteinander. Doch mordeten sie nicht und griffen keinen Menschen an, sondern visitierten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen. Auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Gilein nach dem andern in die Hand fallen, flicht das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann“, jagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da klettert der Heiner den Baum

hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel die Eier langsam unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein großes Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht gleich tun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht, und der Letzte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. J. P. Hebel.

Humor. (Aus einer französischen Taubstummens-Zeitung.) Einer fragt den andern: „Seit wann sind Sie gehörlos?“

Der andere Gehörlose sagt: „Es war vor einigen Jahren. Da wollte mein gehörloser Freund telephonieren. Ich ließ ihm meine Ohren. Nun hat er vergessen, sie mir wieder zurückzugeben. Seither bin ich taub.“



An Frau H. in B. Danke für Ihren lieben Brief. Die Sache wird schon in Ordnung kommen. Freundliche Grüße. — Frä. A. J. in J. Danke für den Brief. Ich will es mir merken wegen dem H. — Herrn H. G. in G. Ja, der Kalender kommt! Bitte um Entschuldigung wegen der Verspätung! — Herrn E. F. in W. Danke für Einzahlung für die Zeitung. Sie werden sie erhalten. Freundliche Grüße — Frau St. in B. Danke für den Brief. Ich hoffe, daß es Ihnen auch am neuen Ort gefallen wird. — Herrn W. B. in M. Für die Sendung der zwei Abzüge besten Dank! Das Läutwerk wollen Sie also anbringen lassen. Ich hoffe es werde sich gut bewähren. — Frä. M. Sch. in B. Nun sind die Festtage schon wieder hinter uns. Herzlichen Dank für Ihre liebe Karte und freundliche Grüße! — Frau D. in R. Wie geht es Ihnen? Beste Grüße!

Vereinigung der weiblichen Gehörlosen
in der Taubstummenanstalt Wabern
Sonntag, den 31. Januar 1943, nachmittags 2 Uhr.

Armbinden, Broschen und
Velo-Schilde für Gehörlose

sind bei der Geschäftsstelle
in Gümliigen zu beziehen.